

Heimkehr

Immer schwächer quillt der Rauch aus dem Schornstein der Lokomotive, langsam, mit einem Zischen strömt der Dampf aus den Ventilen. Die Wolke hüllt die Spitze der Eisenbahn ein. Noch ein allerletzter Ruck, dann bleibt der Zug stehen. Im Fenster der Lokomotive erscheint, mit rußigem Gesicht und im Unterhemd, der verschwitzte Lokführer, als würde er die Passagiere mit seinem bloßen Blick drängen wollen, so schnell wie möglich auszusteigen. Der ganze Zug hat nicht mehr als zwei Waggons; nur ein Personen- und ein Güterwagen sind an die Lokomotive gekoppelt.

Vom Trittbrett des ersten Wagens springt, die Tellermütze im Nacken, ein schwitzender und erschöpfter Schaffner herunter, als wollte er sich nach der langen Zeit in diesem glühenden Metallkäfig an der frischen Luft erholen. Doch der Unterschied zwischen drinnen und draußen ist kaum zu spüren. Auch im Freien ist es über dreißig Grad warm, ein klebriger, heißer Julitag. Es ist schon nach zwölf, der Personenzug ist am frühen Morgen, vor gut sieben Stunden, aus der Hauptstadt losgefahren.

Nur ein einziger Mann steht wartend auf dem Bahnsteig. Sonst ist weit und breit niemand zu sehen, in letzter Zeit fährt kein Mensch hierher oder von hier weg. Auch er ist nur dienstlich hier. Er wartet auf die Leute, deren Auftrag ihm der Notar vermittelt hatte.

Der Schaffner würde am liebsten gleich trinken gehen. Vor seinen inneren Augen erscheint ein großes, kühles Bier, doch laut Lieferschein muss in dieser Ortschaft entladen werden, und solange das nicht geschehen ist, kann er hier nicht weg. Wie lange das wohl dauern mag, fragt er sich und gerät sofort in Rage. Er wird nicht helfen, nein, niemals. Wieso auch? Wer eine Lieferung in Auftrag gibt, muss sich auch ums Ausladen kümmern. Als Schaffner wird er doch nicht auch noch beim Tragen mit anfassen. Hilft er aber nicht mit, kann es sich bis zu einer Stunde hinziehen, und dann werden diese Leute obendrein noch denken, dass er etwas gegen sie hat und deshalb nicht hilft. Sollen sie doch denken, was sie wollen! So sind die doch alle. Vollkommen unfähig. Erst recht nach allem, was passiert ist. Sie regen sich auch jetzt nicht, als würden sie auf den roten Teppich warten. Vielleicht beten sie ja da drin, bei vierzig Grad. Im schwarzen Anzug mit Hut. Das verstehe, wer will. Laufen die immer im Festtagsaufzug herum oder haben sie sich nur herausgeputzt, weil für sie Feiertag ist? Dann würden sie aber nicht reisen, so viel weiß sogar er, da können sie noch so geheimnisvoll tun. Und es hat ihnen nicht gereicht, was passiert ist, sie kommen zurück. Dorthin, wo ihnen all das passiert ist, was passiert ist. Ein zähes, stures Volk, soviel steht fest, zum Teufel mit dieser störrischen Sippe!

Der Schaffner macht sich auf den Weg zum Büro des Bahnhofsvorstehers, um einen Karren zu holen. Er wird früher gehen können, denkt er bei sich, wenn er die Sache doch selbst in die Hand nimmt, und diese Leute gar nicht erst herumstümpern lässt. Es war schlimm genug, in Budapest zuzusehen, wie sie sich beim Verladen angestellt haben. Als ob die Drogerieware, die sie da transportieren, zerbrechlich wäre. Er hatte sogar gefragt, ob die Kisten etwa Gläser enthielten, dann müsste nämlich extra gekennzeichnet werden, dass die Fracht besonders zu handhaben sei, mit Spezialverpackung, allerdings gegen Aufpreis.

Da ist nichts zerbrechlich, man muss nur vorsichtig damit umgehen, sagten sie beschwichtigend. Wenn sie sparen wollen, soll es ihm auch recht sein, dachte der Schaffner. Wird aber die Ladung beschädigt, müssen sie selbst für den Schaden aufkommen. So sind die halt, dachte er noch, an jedem Ende wollen sie sparen, deshalb die Trickserei, lieber gehen sie ein Risiko ein. Jedenfalls sind sie ihm nicht von der Seite gewichen, bis er die Waggontür, die mit einem lauten Rums zugefallen war, verplombt hatte.

Zehn schwere und eine leichtere zugenagelte Kiste waren zu verladen gewesen, sie hatten aber darauf bestanden, dass in diesem Waggon keine andere Fracht und kein sonstiges Gepäck transportiert werde, lieber hatten sie die Kosten für die gesamte Ladefläche übernommen.

Der Bahnangestellte hatte die Sonderwünsche mit einem Achselzucken entgegen genommen. Ihm konnte es schließlich gleichgültig sein. Der Lieferschein war vorschriftsmäßig ausgefüllt und unterschrieben worden, die Frachtgebühr im Voraus bei der Direktion bezahlt, von da an konnten sie transportieren, was und wie sie wollten. Er arbeitete schon seit über dreißig Jahren bei der Bahn, hatte einiges miterlebt und auch reichlich Schikanen von den Chefs und verrückten Passagieren ertragen müssen, für diese Leute hier hatte er allerdings wirklich nicht viel übrig. Er hatte mit angesehen, wie man vor einem Jahr jeweils achtzig, neunzig von ihnen in einen Waggon pferchte; hatte die Hände gesehen, die durch den Stacheldraht am Wagenfenster gestreckt wurden, hatte das Weinen und Flehen um eine Flasche Wasser gehört; Briefe, die vor der Grenze aus dem Zug geworfen wurden, hatte auch er für gutes Geld zur Post gebracht, und ihm hatten diese Unglücklichen auch Leid getan, die sich verzweifelt erkundigten, wohin sie gebracht würden. Das alles hatte ihm sogar einige schlaflose Nächte beschert. Im Nachhinein schien es ihm nun widerwärtig, dass nach allem, was geschehen war, worüber ja gegenwärtig auch die Zeitungen ausführlich berichteten (gar zu ausführlich vielleicht, schließlich haben auch andere genug gelitten), nach allem also machen die Geschäfte mit den Deutschen, ausgerechnet mit den Deutschen. Sie karren Kisten mit dem deutschen Reichswappen auf den Plomben quer durch Europa, um erneut zu bestätigen, dass sie sich in jeder Situation schnell zurechtfinden, dass sie keine Skrupel haben, wenn es um Profit geht. Denn dass diese Lieferung einen hohen Profit abwerfen würde, daran zweifelte er keine Sekunde, wozu sonst diese besondere Vorsicht?

Nichts haben die gelernt, denkt er dann wieder. Die interessieren sich nur fürs Geschäftemachen, sonst nichts.

Zwar würde er jetzt am liebsten sofort ins Dorf gehen, um sich ein kaltes Bier zu genehmigen, dann schlendert er aber doch zu diesem verdammten Karren hinüber, soll keiner sagen können, er sei nicht hilfsbereit gewesen. Danach müssen sie aber selbst zurechtkommen. Beim Ausladen wird er nicht helfen, so viel ist sicher. Schließlich ist er Schaffner und kein Gepäckträger.

Er zieht den Handwagen zum Waggon und schreitet dann auf das Büro des Bahnhofsvorstehers zu.

In der Tür des Personenwagens erscheint ein älterer Mann mit weißgrauem Bart, schwarzem Hut, schwarzem Anzug und weißem Hemd. Hinter ihm ein jüngerer Mann in ähnlicher Kleidung, ohne Bart, nur kräftige, schwarze Stoppeln bedecken sein Gesicht. Er trauert, deshalb rasiert er sich nicht.

Beide sehen erschöpft und abgekämpft aus. Sie sind im Begriff, dem Schaffner zu folgen, da erblicken sie den Wartenden am Ende des Bahnsteigs, der jetzt auf sie zugeht. Der alte Mann trägt Stiefel, eine weite Filzhose, ein abgetragenes, ausgebleichenes Hemd, eine Weste und einen Hut.

„Guten Tag“, begrüßt er sie.

„Ihnen auch.“

„Sie kommen aus Budapest?“

Die beiden nicken.

„Ich bin der Fahrer.“

„Haben Sie alles vorbereitet können?“, fragt der Ältere der beiden ungeduldig.

„Wie Sie es im Telegramm gewünscht haben. Der Herr Notar hat mich und meinen Schwager für die Arbeit bestimmt.“

„Wieso bestimmt?“

„Es wird gerade geerntet. Die meisten arbeiten auf dem Feld.“

„Hat hier jeder ein Feld?“

„Die meisten.“

„Hat wohl kein anderer die Arbeit annehmen wollen?“

„Es hat sich niemand darum gerissen. Aber wir haben das Geld dringend nötig. Daher habe ich es auf mich genommen, wenn es Ihnen recht ist. Ich, und mein Schwager.“

„Wie heißen Sie?“

„Suba, mit Verlaub“, sagt er und nimmt seinen Hut ab, „Mihály Suba.“

„Hermann Samuel“, sagt der Ältere und reicht ihm die Hand. Der Jüngere nickt ihm nur zu.

„Dann können wir ja anfangen, Herr Suba.“

Der Fahrer geht los, um seinem Schwager Bescheid zu sagen; dieser wartet hinter dem Bahnhofsgebäude im Schatten, beim Pferd.

Der Schaffner kommt zum Vorschein und deutet ans Ende der Rampe.

„Mit dem Karren wird es leichter sein. Es ist nur ein kleiner Umweg, aber es ist einfacher als die Kisten einzeln hinauszutragen. Dort drüben ist ein Ausgang.“

„Vielen Dank“, sagen sie und nicken.

„Es wären noch die Dokumente zu unterschreiben, dann sind wir fertig.“

„Warten wir doch lieber, bis alles ausgeladen ist“, erwidert der Alte und kneift die Augen zusammen.

„Meinetwegen“, sagt der Schaffner beleidigt und wendet sich demonstrativ ab. Schon bereut er, hilfsbereit gewesen zu sein, doch da ist nichts zu machen, der Transport endet laut Vorschrift mit dem Ausladen. Ich kann warten, sagt er bei sich. Ich kann warten, wenn ihr es so haben wollt.

Der Fahrer kommt, und mit ihm sein Schwager. Der tippt kurz an seinen Hut und brummt etwas zur Begrüßung. Auch sie macht der Schaffner auf den Karren aufmerksam, als wäre es nicht offensichtlich, dass es damit einfacher sein wird; dann gehen sie zum Waggon, der Schaffner bricht die intakte Plombe auf und die Waggontür wird aufgeschoben.

Die Kisten sind unversehrt.

Der Fahrer klettert in den Waggon, schiebt die Kisten bis zur Tür, dann springt er ab und die Kisten werden einzeln auf den Handwagen hinübergehoben. Bei ihrem eiligen Hantieren kippt plötzlich eine der Kisten zur Seite. Hermann Samuel und der jüngere Mann zucken gleichzeitig zusammen, der Schrecken steht ihnen im Gesicht, doch Mihály Suba gewinnt sein Gleichgewicht zurück und die Kiste wird zu den anderen gestellt.

„Bloß vorsichtig, ich bitte Sie! Sie müssen sich nicht beeilen“, sagt der Alte und hält sich am Arm des Jüngeren fest.

Während sie ausladen, macht sich vom Büro des Bahnhofsvorstehers ein Bote auf den Weg. Er fährt mit seinem Fahrrad die lange Pappelallee entlang, die zum oberen Ende des Dorfes führt. Seine Aufgabe ist nur, dem Notar zu melden: Sie sind da, mitsamt der Ladung, und es heißt, in den Kisten seien Drogerieartikel.

Sie kommen also tatsächlich, stöhnt der Notar und lockert seine Krawatte. Er tritt ans Fenster, öffnet es, wie in Atemnot, doch von draußen strömt Hitze in das Büro, das zwar ein wenig nach Moder riecht, aber angenehm kühl ist. Mit einer gereizten Bewegung stößt er das Fenster wieder zu.

„Geh und sag meinem Sohn, er solle sich gedulden, ich schaue bald bei ihm vorbei. Wir warten ab, was sie jetzt tun werden. Sag mal, sind welche aus unserem Dorf unter ihnen?“

„Ich kenne keinen von ihnen“, sagt der schwächliche Bursche erfüllt von der Aufregung, in die ihn die spannende Aufgabe versetzt hat.

„Wie viele sind es überhaupt?“

„Zwei.“

„Jetzt sind es nur zwei, doch dann kommen die anderen. Ihre Namen?“

„Nur ein Name stand auf dem Lieferschein. Hermann Samuel.“

„Der ist ja gar nicht von hier. Der hatte bestimmt nichts zu tun mit der...“, sagt er und bricht mitten im Satz ab.

Er versteht überhaupt nichts. Die Drogerie hatte dem Török gehört. War etwa ein Testament vorhanden? Oder hatte er den Laden verkauft, noch davor? Das kann er aber gar nicht getan haben. Das hätte er doch melden, bei der Behörde genehmigen lassen müssen, und die Gebühr hätte er auch zu entrichten gehabt. Dann gibt es aber keinen gültigen Vertrag, und damit auch keinen neuen Besitzer.

István Semjén denkt an seinen Sohn Árpád, der vor einigen Jahren noch als Gehilfe in der Drogerie gearbeitet hatte, um danach zum Geschäftsführer, und etwas später, auf dem Papier zumindest, zum Inhaber zu werden; er führte das Geschäft weiter, nachdem Imre Török im Sommer neunzehnhundertvierundvierzig samt seiner Familie das Dorf verlassen hatte – der Notar drückt sich immer so aus, wenn man ihn fragt, aber kaum jemand fragt danach.

Kann er nun endlich aufatmen? Denn Török gegenüber wäre es ihm recht schwer gefallen, passende Argumente zu finden, hatte er und seine Familie Árpád doch so anständig behandelt; mit anderen muss er aber nicht zimperlich sein. Und wenn andere kommen, um Töröks Hab und Gut zurückzufordern, heißt das doch, dass Török selbst nicht kommen kann. Mit einem Seufzen zieht er seine Krawatte wieder fest. Das Leben ist ein Kampf, und die Jugend von heute ist weichlicher als zu seinen Zeiten. Stünde ihnen die vorherige Generation nicht als Stütze zur Seite, würden sie doch ganz einfach umkippen.

„Geh zu meinem Sohn und sag ihm, er soll sich beruhigen. Ich muss vorläufig noch hier bleiben. Es ist möglich, dass sie hierher kommen und es dann etwas zu erledigen geben wird.“ Der Bote nickt, geht hinaus, schwingt sich auf sein Fahrrad und fährt die Hauptstraße hinunter bis zur Drogerie, dort springt er von seinem Gefährt und will das Geschäft betreten, doch die Tür ist verschlossen. Er klopft, kratzt an der Scheibe, bekommt aber keine Antwort. Das versteht er nicht. Er schließt doch nie in der Mittagszeit, er macht keine Mittagspause.

„Árpád! Árpád Semjén!“

Keiner da, drinnen ist es dunkel, aber auch die Tafel mit der Aufschrift »Geschlossen« hängt nicht an der Tür. Er klopft ans Fenster des Nachbarhauses, fragt, ob man denn den jungen Drogisten heute schon gesehen hätte.

„Am Morgen ist er da gewesen und hat das Geschäft pünktlich geöffnet“, so die Antwort. „Danach haben wir ihn nicht mehr gesehen, aber wir haben ja auch nicht nach ihm geschaut“, sagt die alte Frau.

Der Junge fährt zum Notariat zurück und überbringt die Nachricht, die Drogerie sei geschlossen.

„Er ist nicht im Geschäft?“

„Nein, Herr Notar.“

István Semjén traut seinen Ohren nicht. Man kann über Árpád zwar viel Schlechtes sagen, aber pflichtbewusst und genau ist er allemal. Selbst wenn es Schusterjungen regnen würde, würde er das Geschäft aufmachen. Es kann nicht sein, dass er ausgerechnet jetzt nicht an seinem Platz ist. Er wusste doch, dass sie heute kommen.

Der Notar nimmt seinen Einspanner. Er fährt ihn gerne, kein anderer im Dorf hat so einen Sandschneider. Er fährt und wendet so geschwind, als sei der davorgespannte Falbe ein Turnierpferd. Ist es aber nicht, nur mit Sorgfalt gepflegt. Hätte er das Pferd nicht versteckt, als die Russen durchs Dorf zogen, hätten sie es bestimmt auch konfisziert; es ist ihm aber gelungen, und er schätzt seither das Pferd noch mehr, als wäre es neu.

„Mach, dass du fort kommst!“, ruft er dem Burschen noch vom Kutschbock herunter zu, als er mit dem Wagen durchs Tor auf die Hauptstraße dreht. Der Junge fährt zurück zur Post, froh, dass er auf diese Weise wenigstens für eine Stunde frei bekommen hat.

István Semjén fährt rasant, er wedelt mit der Peitsche und ist wütend. Wo ist der Junge bloß, ausgerechnet heute, wo er doch wie angewurzelt an seinem Platz sein müsste. Was mag in ihn gefahren sein, gerade an diesem verdammten Tag, dass er das Geschäft so einfach verlässt? Er

hatte mit ihm doch ausgemacht, wie er sich zu verhalten habe, wieweil er selbst bis jetzt gehofft hatte, dass es nicht soweit kommt. Dass ein Wunder geschieht, und sie doch nicht eintreffen, trotz des Briefes, in dem sie ihre Ankunft angekündigt und ihn um seine Hilfe gebeten hatten. Letzteres hat er ja noch ablehnen können, indem er ihnen antwortete, dass das Notariat kein Transportunternehmen sei, weshalb sie sich um die Lieferung selbst kümmern sollten. Dem Jungen hat man schon damals angesehen, dass er Angst vor dieser Begegnung hatte. Er ist ein Drückeberger, vollkommen unselbständig. Versteht nichts von Politik, Geld und Pferden. Noch weniger von Frauen. Und dann noch die Blamage, als er bei der Armee ausgemustert wurde. Diese Jugend besteht nur noch aus Schwächlingen. Interessiert haben ihn immer nur Bücher. Romane, Gedichte. Auch da ist er, und natürlich mit seiner schwachen Lunge, ganz die Mutter. Ein Bücherwurm, wieweil er den Laden ordentlich geführt hat. Was man sonst nur in der Bezirksstadt hat kaufen können, ist auch bei ihm vorrätig gewesen. Er hat ein Herz für diesen Laden gehabt, wenn auch nicht allzu viel Verstand.

Verdammt!, denkt er und lässt die Peitsche knallen. Auch in seinen Gedanken ist es schon vorbei mit diesem Laden. Aber es ist nicht vorbei! Es wird nicht vorbei sein, da können die sich noch so sehr anstrengen. Nun muss es doch endlich auch uns einmal gut gehen dürfen!

Vor der Drogerie springt er vom Bock und klopft an.

„Bist du da, mein Sohn? Árpád, wenn du da drin bist, antworte!“, sagt er zur Glastür, über der das neue Firmenschild prangt, das er entworfen hatte. Er hört ein Geräusch von innen, wie das Klirren von Gläsern und Fläschchen. „Herrgott nochmal, Junge! Mach doch auf!“

Der Sohn gibt keine Antwort, aber István Semjén ist sich sicher, dass er da drinnen hockt und sich drückt. Das ist wieder typisch für ihn. Lächerlich.

„Árpád! Beweg dich doch, verdammt noch mal! Ich sage es nicht noch einmal. Ich schwöre dir, ich trete diese verfluchte Tür ein, wenn du sie nicht aufmachst“, ruft er mit gedämpfter Stimme. „Mach dich nicht lächerlich, benimm dich wie ein Mann! Wenigstens dieses eine Mal! Übernimm Verantwortung für das, was du getan hast!“

Jetzt hasst Árpád Semjén seinen Vater. Es klingt lange in seinen Ohren nach: was du getan hast. Als wäre es nicht sein Vater gewesen, der ihn ermutigt hatte, die Geschäftsleitung zu übernehmen, Strohmännchen zu sein und später das Geschäft als sein eigenes weiterzuführen, gehörte es doch offiziell bereits ihm. Andererseits kam ihm diese Arbeit auch gelegen, er konnte sie souverän erledigen, er kannte sich darin aus, schließlich hatte er ja auch Erfahrung damit; diese Entscheidung sicherte ihm ein Einkommen und die Vorhaltungen seines Vaters, er sei unbeholfen und nie in der Lage, sich selbständig im Leben behaupten zu können, ließen auch nach. Doch alles umsonst, denn jetzt brüllte er ihn wieder an, als wäre er immer noch ein Rotzbengel. Er dreht den Schlüssel langsam im Schloss herum und richtet sich im schmalen Türspalt auf. So ist er zwar immer noch nicht so groß wie der Mann, dem er gegenübersteht und den ihm das Schicksal als Vater zugeteilt hatte, aber dennoch sagt er bestimmt:

„Sie können gehen, Vater. Ich kümmere mich selbst um meine Angelegenheiten.“

Und das wird er tun, wenn sie kommen und anklopfen, das hat er sich fest vorgenommen: Mit einer einzigen Bewegung würde er seinen Leinensacko und seinen Strohhut vom Haken nehmen, sie ins Geschäft hineinlassen und ihnen sagen: Bitte schön, ich habe Ihre Drogerie für Sie aufbewahrt. Wozu ich mich verpflichtet habe, das habe ich getan. Und jetzt entschuldigen Sie mich! Dann würde er seinen Hut nehmen, kurz nicken und mit schräg nach vorn geneigtem Kopf aus dem Geschäft eilen.

Sein Vater scheint an seinem Gesicht abzulesen, was in seinem Kopf vorgeht. Er zieht die Tür auf und betritt das Geschäft. Er versperrt ihm den Fluchtweg. Sie stehen sich gegenüber und starren sich verbissen an.

„Einen Dreck wirst du dich kümmern. Denk ja nicht, dass wir auf unseren rechtmäßigen Besitz verzichten!“

„Welchen rechtmäßigen Besitz?“

„Vertrag ist Vertrag. Rechtlich gesehen gehört der Laden dir, oder etwa nicht?“

„Aber was für ein Vertrag war das denn? Das wissen Sie doch auch, Vater.“

„Ein Vertrag ist ein Vertrag. Sollen sie ihn doch vor Gericht anfechten.“

„Ich gehe nicht vor Gericht mit denen.“

„Was willst du sonst machen?“

„Lieber lasse ich alles stehen und liegen.“

„Verdammter Mist! Nichts lässt du liegen! Du ziehst das durch! Sei einmal in deinem Leben ein Mann!“

Beide denken jetzt an dasselbe. An Eszter Hórusz aus dem Nachbardorf, um deren Hand Árpád vor gut einem Jahr angehalten hatte; und die er noch immer liebt, die aber inzwischen mit einem jungen Mann aus ihrem Dorf verlobt ist. Árpád Semjén schreibt ihr weiterhin Briefe, ja sogar Gedichte, was seinen Vater besonders ärgert, aber die Briefe bleiben unbeantwortet. Árpád hat das bis heute nicht verwunden. Der Laden dient ja auch nur diesem Zweck. Solange er mechanisch seine Arbeit tut, ist er wenigstens abgelenkt, aber Abend für Abend sitzt er tief versunken herum oder vergräbt sich in seine Bücher.

Vater und Sohn sehen einander an. Beide wünschen sich sehr, der andere könnte endlich seine Gefühle anerkennen, auch wenn sie sich darüber im Klaren sind, dass sie einander niemals verstehen werden.

Der Sohn wendet sich langsam ab, ordnet das Angebot auf der Theke, sein Vater setzt sich auf den kleinen Stuhl, an dem sich so manch älterer Kunde ein wenig auszuruhen pflegt.

Sie warten zusammen.

Am Bahnhof ist man gerade mit dem Ausladen fertig. Mit dem Karren muss man zwar einen Umweg machen, wird er aber von zwei Leuten gezogen, ist es immer noch einfacher und schneller, als wenn man alles einzeln zum Wagen schleppen würde. Als alle elf Kisten oben auf der Ladefläche verstaut sind, ist Hermann Samuel endlich bereit, die Dokumente zu unterschreiben, und dann kann auch der Schaffner seiner Wege gehen. Bis zur Rückfahrt hat er noch gut viereinhalb Stunden Zeit. Die will er im Wirtshaus bei ein paar Gläsern Bier rumbringen.

Er leiht sich das Fahrrad vom Bahnhofsvorsteher und fährt in der sengenden Sonne ins Dorf. Der Sattel unter seinem Hintern glüht nahezu, aber er hat schon das perlende Bier in einem eiskalten, beschlagenen Bierglas vor Augen.

Die anderen hantieren derweil noch mit den Kisten herum und verlassen den Bahnhofsvorplatz erst, als der Schaffner, der sich nach seinem Eintritt in den dunklen Wirtsraum an einem Tisch gleich neben der kühlen und feuchten Kneipentheke niedergelassen hat, gerade das Bier mit dem festen Schaum an seine Lippen hebt.

Der Fahrer und sein Schwager klettern auf den Bock, nachdem sie den Fremden vergeblich einen Platz angeboten haben.

„Bis zum Dorf ist es mindestens eine halbe Stunde zu laufen“, sagen sie, aber der Alte mit dem weißen Bart bedeutet ihnen loszufahren.

„Es ist noch Platz neben den Kisten. Setzen Sie sich wenigstens dorthin“, insistieren sie, ernten aber nur ungeduldige Handzeichen, die sie zur Abfahrt drängen.

Die Sonne steht im Zenit, als Mihály Suba mit der Zunge schnalzt und die Peitsche schwingt. Nur ein klappriger Gaul ist vor den Wagen gespannt, aber es ist sein eigener, mit dem macht er seine Fuhren, wenn es denn etwas zu transportieren gibt.

Man kann viel Schlechtes über sie sagen, hatte er gedacht, nachdem István Semjén ihn zu sich bestellt und ihm seine Aufgaben mitgeteilt hatte, aber dass sie ihre Toten ehren, das muss man ihnen lassen. Dass nach einem Jahr Abwesenheit der Friedhof eines ihrer ersten Ziele ist, obwohl die Rückkehr und die Wiederaufnahme der Geschäfte schon mit genügend Arbeit verbunden sind, das ist in Mihály Subas Augen keine Kleinigkeit. Andererseits, denkt er, sind die Toten nun mal tot, und den Lebenden steht bei ihren Problemen keiner bei.

Langsam setzt sich der Wagen in Bewegung, gefolgt von den beiden: im schwarzen Anzug, mit Hut, bei fünfunddreißig Grad Hitze.

Am Ende der Pappelallee biegen sie in die Landstraße ein, die in die Hauptstraße des Dorfes mündet. Währenddessen hat der Schaffner, an die Theke gelehnt, sein Bier fast ausgetrunken.

„Elf Kisten haben sie mitgebracht“, sagt er mit gesenkter Stimme.

„Elf?“, fragt der Wirt. „Für Fracht zu wenig, für Gepäck zu viel.“

„Es sind aber elf. Man musste so vorsichtig mit ihnen umgehen wie mit rohen Eiern.“

Es sind sieben weitere Leute in der Kneipe, fünf von ihnen überkommt ein komisches Gefühl. Man müsste schnell nach Hause laufen, der Familie Bescheid sagen, dass es ein Problem gibt. Denn wenn die jetzt zurückgekommen sind, ist es gut möglich, dass noch andere kommen werden. Und wenn auch andere kommen, und sie wieder mehr werden, wird ihnen früher oder später einfallen, zurückzuverlangen, was sie bei anderen wissen oder vermuten; was sie selbst zur Aufbewahrung übergeben hatten oder was verschwunden ist.

Aber nur einer der sieben Männer steht auf, wenngleich er so tut, als würde er ohnehin schon gehen müssen. Er ist Invalidenrentner, ein ehemaliger Dreschmaschinenmonteur, dem eine defekte Maschine während der Ernte im Sommer neunzehnhundertdreiundvierzig die rechte Hand abgehackt hatte. Aus den Häusern, die im vergangenen Jahr von ihren Bewohnern verlassen worden waren, hat er nichts mitgenommen, hatte aber, wie auch andere Großfamilien, beim Notariat einen Antrag auf Wohnraum gestellt, und als man ihm unter Berücksichtigung seines Gesundheitszustandes, seines einsturzgefährdeten Hauses, seiner fünf übriggebliebenen Kinder und des Sohnes, der an der Ostfront gefallen war, letztlich welchen zugewies, zog er ein.

Der Dreschmaschinenmonteur zahlt mit starrer Miene und geht nach Hause, ohne mit jemandem auch nur ein Wort zu wechseln. Es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden, denkt er. Beschämt wird er aus seinem Haus ausziehen müssen, falls die einstigen Besitzer zurückkommen, mit denen er nie Probleme gehabt hatte, höchstens, dass er auf sie neidisch war: weil es denen immer besser ging, weil sie es stets leichter hatten und wegen der Zukunft, die sie ihren Kindern hatten sichern können. Er hätte nie etwas getan, um sie um ihr Hab und Gut zu bringen, nun ist es aber der Wille des Schicksals gewesen, dass ihr Haus leer geblieben ist, weshalb er ohne Gewissensbisse die sauber geweißten Zimmer bezogen hatte.

Auch die Männer, die im Wirtshaus geblieben sind, ahnen, weshalb er geht. Auch sie überkommt eine unbestimmte Angst.

Zumindest müsste man wissen, wer die Ankömmlinge sind und wer noch zu erwarten ist, ist ihr ganz praktischer Gedankengang.

„Hermann Samuel heißt der Alte, aber es ist auch ein Jüngerer dabei“, sagt der Schaffner entgegenkommend. Er versteht ihre schwierige Lage und versucht zu helfen.

Das sorgt für eine gewisse Erleichterung. Der Name kommt ihnen nicht bekannt vor. Ratlos schauen sie einander an.

„Vielleicht aus dem Nachbardorf. Was aber haben sie dann hier zu suchen?“, überlegt einer von ihnen halblaut.

„Nur zu zweit sind sie gekommen?“, fragt der Wirt, und die anderen sind erneut erleichtert, dass nicht sie diese Frage haben stellen müssen.

„Nur zu zweit“, sagt der Schaffner und wischt sich den Bierschaum vom Mund.

„Haben sie gesagt, warum sie gerade hierher gekommen sind?“

„Haben sie überhaupt etwas gesagt?“

„Gesagt haben sie mir nichts“, sagt der Schaffner und schaut sich bedeutungsvoll um, wohl wissend, dass er zur Schlüsselfigur der Geschehnisse geworden ist. „Wenn denn die Fracht, die sie transportieren, nicht schon eine deutliche Sprache spricht.“ Er streicht sich über die Stirn.

„Wieso, was transportieren sie denn?“

„Drogerieartikel, in großen Mengen.“

„Drogerieartikel?“

„In großen Mengen?“

„Klar, Drogerieartikel. Sie wissen schon: Puder, Parfum, Handcreme, solche Sachen. Weiberkram.“

„Dann steht ja dem Herrn Notar noch ein recht heißer Tag bevor“, sagt der Wirt und wischt einmal über die Theke. Auf seinem Gesicht ist keine Spur von Mitgefühl zu erkennen, eher ein verhaltenes Lächeln, das man auch als Schadenfreude deuten kann.

Niemand antwortet darauf. Außer dem Wirt sind sie alle einfache Menschen; einer ist sogar kriegsversehrt. Und haben sie doch mal eine Meinung, so behalten sie sie für sich. Sie wissen ja gar nicht so recht, was sie denken sollen. Komplizierte Dinge sind das, es wäre vielleicht besser, gar nicht darüber zu reden, nicht einmal darüber nachzudenken, aber um darüber nicht nachdenken zu müssen, dürften sie all das nicht wissen, was geschehen ist. Soviel ahnen sie aber jetzt schon: Solange die ehemalige Török-Drogerie dem Árpád Semjén gehört, kann auch ihnen nicht viel Schlimmes passieren wegen irgendwelcher Habseligkeiten.

Während man im Wirtshaus stumm die verschiedenen Möglichkeiten abwägt, kommt der seltsame Tross auf der Hauptstraße langsam näher. Auf dem Bock sitzen der Fahrer und sein Schwager, auf der Ladefläche befindet sich die Ladung. Hinter dem Wagen die beiden Begleiter, die den erschrockenen Augen der Frauen, die aus den Fenstern der die Hauptstraße säumenden Häuser lugen, wie zwei Gespenster erscheinen. Sie schreiten stumm dahin, und abgesehen von dieser gespenstischen Erscheinung ist im Dorf alles reglos und still. Nicht einmal auf dem Feld wird gearbeitet, die Schnitter liegen wortlos im Schatten der Eichen am Rand des Weizenfeldes, als wäre sogar das Reden eine viel zu anstrengende Arbeit in dieser glühenden Hitze.

Allmählich erreicht die Gruppe das Wirtshaus. Die Gäste drängen sich an den Fenstern und der Tür, um diese Sensation besser sehen zu können. Wie die Totenvögel, flüstert einer der Gäste, dann schluckt er und leckt sich die rissigen Lippen.

„Die machen sich ihre Probleme immer selbst“, sagt der Schaffner, um die Aufmerksamkeit, die ihm vorhin zuteil wurde, aufrechtzuerhalten, als wüsste er allein durch den Umstand, mit den Ankömmlingen im gleichen Zug gegessen zu haben, besser Bescheid über ihren Weg hierher und damit auch über das Bevorstehende. Verständlicherweise will er die Erwartungen erfüllen, doch sobald er ausgesprochen hat, was er denkt, schaut er sich verstohlen um, ob nicht jemand doch anderer Meinung ist.

„Wenn sie zurückgekommen sind, sind sie halt zurückgekommen“, sagt der Wirt mit einem Achselzucken. Er hat nichts zu befürchten. Schließlich hat er denen auch nichts weggenommen, im Gegenteil, die Schankbewilligung und das Lokal hat er einem von denen, dessen Urgroßvater die Schankkonzession Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten hatte, für gutes Geld abgekauft.

Die Mehrheit der Anwesenden schweigt. Das ist nicht so einfach, meinen sie und denken mit Unbehagen an die Möbel, die Teppiche, die Bettwäsche und die Kleider, die sie bei der Versteigerung auf dem Marktplatz im letzten Sommer sehr günstig erworben hatten. Kalt überläuft es ihren Rücken bei dem Gedanken, die vorherigen Besitzer würden bei der Rückkehr ins Dorf ihre Habseligkeiten bei ihnen wiedersehen. Sie schämen sich, aber dieses Gefühl macht sie auch wütend, sie protestieren heftig dagegen. Wofür sollten wir uns schon schämen?, fragen sie sich, und würden ihren Zorn am liebsten gegen die beiden richten, deren Ankunft die unheilvolle Vision weiterer Rückkehrer aufruft, obwohl man ja gemunkelt hatte, dass sie nie wieder zurückkehren würden.

Der Wagen kommt indessen immer näher, dumpf und monoton hallen die Hufe des Pferdes und wirbeln den Straßenstaub auf. Der Fahrer und sein Schwager würden am liebsten im Erdboden versinken. Sie spüren die stechenden Blicke aus der Richtung der Wirtshaustür auf der Haut, aber das ist nur allzu natürlich, denn würden nicht gerade sie hier oben sitzen, würden sie selber so gucken.

Mihály Suba lenkt sein Pferd mit gesenktem Kopf, er schaut weder nach rechts noch nach links. Erst recht nicht nach rechts, er versucht, sich hinter seinem Schwager unsichtbar zu

machen, um die Bekannten nicht grüßen zu müssen. Es fällt nicht ein einziges Wort, bis die Erscheinung vorüber ist. Auch die Wirtshaugäste beobachten den Tross wortlos und wie erstarrt. Erst als der Wagen die nächste Ecke erreicht, treten sie ein wenig hervor, um zu sehen, was sich an der nahegelegenen Drogerie zutragen wird. Jeder von ihnen spürt, dass dort alles Weitere entschieden wird.

Im Inneren der Drogerie, bei heruntergelassenen Jalousien, meiden Vater und Sohn den Blick des anderen, sie sehen sich nur gelegentlich und verstohlen an. Als wäre es ihnen in diesen wenigen Minuten, die sie zu zweit im verdunkelten Geschäft verbracht haben, bewusst geworden, dass sich ihre Beziehung zueinander verändert hat. Selbst wenn er den Laden jetzt aufmachen würde, wäre Árpád Semjén sich nun dessen bewusst, dass sein Vater zwar ein mächtiger Mann, aber nicht unfehlbar ist, dass auch er von Selbstzweifeln geplagt wird, und dass seine Schwäche gerade darin besteht, dass er diese Zweifel durch die Demonstration seiner Macht zu verbergen sucht. Der Sohn weiß inzwischen: Um erwachsen zu werden, muss er dieses Dorf verlassen, alles, was ihm in die Wiege gelegt worden ist, muss er hinter sich lassen und sich von all dem befreien, woran er jetzt zu ersticken droht. Als erstes muss er ins Nachbardorf gehen, bei den Hórusz' anklopfen und zu Eszter sagen: Hier stehe ich und kann nicht anders, kommst du mit mir bis ans Ende der Welt? Und in dem Moment wird ganz einerlei sein, was das Mädchen darauf antwortet, denn allein dadurch, dass er fähig war, zu tun, was er erdacht, geträumt, gewollt hatte; allein sein Mut, zu träumen, seiner Phantasie freien Lauf zu lassen und dann die Rolle aus dem Film seiner Träume auch in der Wirklichkeit zu Ende zu spielen; allein dadurch hat er erreicht, was der Mensch in diesem Leben erreichen muss und kann. Denn wenn er bei der Begegnung mit Eszter dazu in der Lage ist, wird er auch fähig sein, sich auf jemand anderen einzulassen, sollte Eszter nein sagen. Denn ein Leben ganz ohne Schmerzen hat ihm zwar niemand garantiert, doch nun weiß er, dass es zu ertragen ist, und dass alles mit dem abgedroschenen Bild des ewigen Kreislaufs von Untergang und Neugeburt beschrieben werden kann. Und dass er gerade damit, was man ihm untersagt hatte, wovor man ihn hatte beschützen wollen, was sie missbilligt hatten – dass er ausgerechnet damit die Anerkennung seines Vaters und seiner Mutter erringen wird; auch wenn sie es hundertmal leugnen, oder ihn gar verstoßen, auch dann, auch so. Damit, dass er erwachsen wird, all ihren Bestrebungen und ihren gegenteiligen Ankündigungen zum Trotz.

Und in diesem Moment fängt Árpád Semjén an zu lachen. Er ist erleichtert wie noch nie zuvor, weil er den Gedanken zu Ende gedacht und Mut zum Träumen gehabt hat. Er ist erleichtert wie jemand, der sich gerade aus einem Labyrinth befreit hat, das er bis dahin gar nicht wahrgenommen hatte. Alles ist möglich auf dieser Welt, das weiß er jetzt. Es ist sogar möglich, seinem Vater zu sagen, was er gleich sagen wird, während er auf die Ware zeigt, die er zur Ladenöffnung vorbereitet hatte.

„Tun Sie, was Sie wollen, Vater. Ich gehe fort. Ich liebe und ehre Sie und Mutter, aber ich muss mein eigenes Leben führen, nicht Ihres. Was den Laden betrifft, die Bücher sind alle im Schrank, die gesamte Buchhaltung. Ich habe nur mein Gehalt abgezogen. Das Geld ist auf dem Konto.“

Damit nimmt er sein Leinensakko und seinen Strohhut vom Haken und tritt hinaus in die Mittagssonne. Schwer und mächtig hat sich die Hitze über dem Dorf ausgebreitet, er aber geht mit leichten Schritten seinen Weg, die Hände in den Hosentaschen, als hätte er sich von schwerer Last befreit.

István Semjén ist völlig entgeistert, er weiß gar nicht recht, ob er seinem Sohn hinterherrufen soll oder nicht. Er steht in der offenen Tür und ist seinen widerstreitenden Gefühlen ausgeliefert; über seinen Zorn und sein Unverständnis hinaus ist er seltsamerweise auch stolz auf seinen Sohn, der sich zum ersten Mal in seinem Leben wie ein Mann benommen hat. Denn er ahnt zwar, dass hinter dieser Sache Árpáds Gefühle für Eszter Hórusz stecken, genauso wie er ja auch befürchtet, dass sein Sohn bei diesem Versuch scheitern und früher

oder später zurückkommen wird, aber er erinnert sich daran, dass einst auch er einmal alles stehen und liegen gelassen und die Tür des Elternhauses hinter sich zugeschlagen hatte wegen einem Mädchen. Aber ob ihn die Besorgnis des Vaters bewegt, die sich von seiner damaligen schmerzvollen Erfahrung nährt, oder die Enttäuschung über das eigene Versagen und die uneingestandene Eifersucht, dass seinem Sohn vielleicht doch gelingen könnte, was ihm misslungen war – das lässt sich nicht sagen, so verworren sind diese Gefühle in seiner Seele.

Verwirrt schließt er die Tür. Sein Sohn hat recht: Er muss hier bleiben. Er hatte es so gewollt, und wie immer die Sache auch ausgehen mag, er muss dafür geradestehen.

Árpád Semjén ist auf dem Weg zum Bahnhof. Der Wagen kommt ihm entgegen. Die beiden auf dem Bock grüßt er als erster, was noch nie vorgekommen ist, und vor den zwei Fremden zieht er den Hut. Sie nicken ihm zu, und das reicht ihm auch. Er wollte ihnen begegnen und sie begrüßen, als würde er Schulden tilgen. Auch das hatte er sich ausgemalt, noch im Geschäft. Er hatte es sich vorgestellt, und siehe da: Er hat es auch getan! Árpád Semjén ist für einen Augenblick glücklich. Denn gibt es eine größere Sache, als etwas zu träumen, sich auszumalen und dann das Ersonnene aus freiem Willen auszuführen? Jetzt kann er beruhigt nach Hause gehen, um sich sogleich auf das Fahrrad zu schwingen und hinüberzufahren ins Nachbardorf, zu Eszter.

Die Leute vor dem Wirtshaus finden für das seltsame Betragen und den Abgang des jungen Semjén keine Erklärung, aber auch das Auftreten seines Vaters macht sie stutzig. Der Wagen erreicht inzwischen die Drogerie. Mihály Suba zieht an den Zügeln, das Pferd bleibt stehen. Die Drogerie liegt etwa siebenzig Meter vom Wirtshaus entfernt, die wichtigsten Gesten wird man sehen, alles laut Gesprochene wird man hören können. Alle verharren in gespannter Aufmerksamkeit, verstummt, mit zurückgehaltenem Atem warten sie auf den Moment, in dem die Fremden das Geschäft betreten. Aber kaum hat der Wagen gehalten, fährt er auch schon wieder weiter.

Die Gaffer vor dem Wirtshaus sind verwirrt, aber gut siebenzig Meter weiter versteht auch Mihály Suba nichts mehr. Seine Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Der Notar hat ihm einen Auftrag verschafft, und jetzt muss er sich, zum Gespött der Welt, ausgerechnet in den Dienst von Leuten stellen, die es auf die Seinen abgesehen haben, sie vielleicht sogar aus ihren Häusern verjagen und den Sohn des Notars aus dem Geschäft vertreiben werden, in dem er schon seit Jahren arbeitet. Mihály Suba versteht die Welt nicht mehr. Und er hat Angst. Angst vor dem Notar, Angst vor den anderen Dorfbewohnern, aber am meisten vor diesen Leuten, da hinter seinem Rücken. Sie sind wahrscheinlich doch ziemlich mächtig, wenn sie sich trauen, so ganz alleine nach Hause zurückzukehren, hierher, an den Ort, den sie unter so erniedrigenden Umständen haben verlassen müssen, und sich nun mir nichts dir nichts wiederholen, was ihnen gehört hatte. Selbst er, Mihály Suba, bestellte ein Stück Acker, das vor einigen Jahren noch einen anderen Besitzer gehabt hatte. Wie sollte er dann nicht ebenfalls darüber besorgt sein, dass diese Leute jetzt zurückkamen? Als man sie vor einem Jahr aus ihren Häusern getrieben und wer weiß wohin gebracht hatte, hielt er das für übertrieben, wenngleich er es als gerecht empfand, dass man von ihrem Hab und Gut auch Leuten wie ihm etwas zukommen ließ. Es konnte doch nicht sein, dass die alles hatten, während ein anderer, dessen Urgroßvater schon auf diesem Boden geschuftet hatte, ein Leben in Elend führen sollte.

Im Moment versteht er aus lauter Angst und Verwirrung überhaupt nichts mehr, die beiden Fremden drängen ihn aber zur Weiterfahrt.

„Wohin fahren wir denn eigentlich?“, fragt er erstaunt.

„Wissen Sie, wo hier das Bethaus stand?“, fragt der Jüngere.

„Ihres?“

„Ja, genau.“

„Das weiß ich wohl. Es steht heute noch.“

„Und die Jeschiwa?“

„Wo man gelernt hat?“

„Ja.“

„Kenne ich auch.“

„Dann bringen Sie uns dorthin.“

Der Fahrer versteht immer noch nichts, aber jetzt hat man ihm wenigstens das Fahrtziel mitgeteilt. Er lässt die Peitsche knallen, der Wagen fährt an. Sie bezahlen, also bestimmen sie auch, welches Lied gespielt wird, nicht wahr?, sagt er sich mit einem Achselzucken. Ihm ist es schließlich vollkommen egal, wohin sie fahren. Irgendwo wird die Fahrt dann schon zu Ende sein.

István Semjén verfolgt die Szene hinter dem Schaufenster des Drogeriegeschäftes. Auch er kann sich keinen Reim auf das machen, was er da sieht. Was zum Teufel haben die vor? Einen Parademarsch durchs ganze Dorf? Hochmütig zeigen, dass sie zurückgekehrt sind, vollbeladen mit Handelswaren, um sich erst danach zurückzunehmen, was ihnen gehört hat? Etwa so, wie im bunt bebilderten Geschichtsbuch seiner Jugend der Gladiator, der im Kolosseum erst eine Ehrenrunde dreht, bevor er den Gnadenstoß versetzt? Wollen die jetzt selbst noch für ihre Sippenangehörigen, die man in die römische Arena geschickt hatte, Rache nehmen, unterstützt von sowjetischen Maschinenpistolen?

So kannte er sie aber bisher gar nicht. Sie hatten doch nie etwas für großes Trara oder Aufsehen übrig, sie haben ihre Angelegenheiten lieber in aller Stille erledigt, weil sie sich dessen bewusst waren, dass man ihnen mit Misstrauen begegnete. Aber wer weiß schon, wie sie nach allem, was ihnen angeblich widerfahren ist, empfinden und was sie vorhaben?

Und jetzt gehen sie. Wie ist das zu verstehen? Sie haben das Geschäft keines Blickes gewürdigt, als würde es sie gar nicht interessieren. Als wären sie gar nicht deswegen hergekommen. István Semjén steht da, an die Theke gelehnt, sein Hemd unter der leichten Sommerjacke von kaltem Schweiß durchnässt. Seine Beine schlottern, er muss sich setzen, aus der Karaffe auf dem Tisch schenkt er sich ein Glas Wasser ein. Solange er sich auf die Begegnung vorbereitet hat, konnte er seine Nervosität, seine Bedenken im Zaum halten, jetzt aber richtet sich die ganze Spannung, die sich in ihm durch die Ankunft der Fremden und das Warten aufgebaut hat, und die er nun nicht an ihnen abreagieren kann, plötzlich gegen ihn selbst. Er spürt ein Stechen im Herzen, Atemnot plagt ihn, seine Glieder werden schwach, und er empfindet Hass, weil schließlich diese Leute an allem Schuld sind, mit ihrem Auftauchen, mit ihrer Rückkehr, mit ihrer bloßen Existenz.

Der Pferdewagen biegt in eine enge Seitenstraße ein. Mihály Suba weist auf ein Haus, das keine Fenster zur Straße hin hat.

„Hier haben sie gebetet, und in dem anderen Gebäude da haben sie gelernt.“

Sie treten an den Zaun und betrachten das Bethaus und dessen geöffnete Falltür auf dem Dach, das die einstigen Besitzer als Erinnerung an die provisorischen Wohnstätten der Wüstenwanderung zum Laubhüttenfest benutzt und dessen Öffnung sie mit Schilf bedeckt hatten; irgend jemand muss sie aufgeklappt haben, vielleicht, um das seit über einem Jahr verwaiste und nun schimmelnde Gebäude im heißen Sommer auszulüften und zu trocknen. Die beiden ahnen, dass dieses Provisorium nunmehr bis in alle Ewigkeit andauern wird, aber sie sprechen diesen Gedanken nicht aus. Sie geben dem Fahrer ein Zeichen zum Weiterfahren.

„Und wohin jetzt?“ fragt der verunsichert.

„Zum Friedhof“, antwortet der Jüngere.

Mihály Suba nickt, knallt mit der Peitsche, und der Wagen fährt an.

Der jüngere Mann wendet sich mit einem fragenden Blick an den Älteren. Dieser nickt ihm zu, woraufhin der Jüngere leise etwas vor sich hin zu singen beginnt; nur der Ältere hört die Melodie, oder vielleicht nicht einmal das, aber er kennt sie, hat er sie doch selber so gelernt, vor gut sechzig Jahren. Jeder andere würde es höchstens für ein Wehklagen halten, für ein Murren, das mit Gesang kaum etwas gemein hat.

Die beiden auf dem Bock wenden sich nicht um. Sie spüren, dass sie das, was sich hinter ihrem Rücken gerade abspielt, nichts angeht, es ist ja nicht ihre Sprache, die da erklingt, da fühlen sie sich sogar ausgegrenzt. Die hatten nie erzählt, wovon sie sangen, andererseits hatte man sie auch nie gefragt. Vielleicht gibt es ja auch gar keine Worte für solche Fragen.

Manchmal wird der Gesang für kurze Momente ganz leise, dann kann man ihn kaum vernehmen; hin und wieder erkennt man nur an den Lippenbewegungen des jüngeren Mannes, dass er ununterbrochen murmelt und rezitiert, was die Tradition verlangt. Mal nickt der Ältere dazu, mal fällt er mit ein, manchmal scheint er aber auch kopfschüttelnd zu widersprechen.

Der Friedhof ist nicht weit. Am Rande des Dorfes in östlicher Richtung gelegen, gleich hinter der letzten Häuserzeile, von einer niedrigen Mauer umgeben. Hinter dem Friedhof öffnet sich eine endlose Weite bis zum Horizont. Es ist das beste Stück Land in der ganzen Gegend, Mihály Suba hat nie verstanden, warum deren Friedhof ausgerechnet hier errichtet sein musste. Die anderen Toten des Dorfes lagen nicht hier. Schon wieder diese Eigenbrötlerei, denkt er.

Sie bleiben vor dem verrosteten Tor stehen und stoßen die schief hängenden Flügel auf.

„Nehmen Sie die Kisten vom Wagen und bringen Sie sie dorthin, neben das Haus!“

Sie weisen auf das Leichenwaschhaus.

Mihály Suba folgt mechanisch den Anweisungen, obwohl er sich keinen Reim darauf machen kann. Er stellt keine Fragen, er ist auch nicht mehr neugierig, er will nur noch diese Arbeit hinter sich bringen, diese Leute loswerden, so schnell es nur geht. Sie arbeiten stumm. Die elf Kisten werden nacheinander vom Wagen gehoben.

„Haben Sie Spaten dabei?“

„Ja, so wie Sie es verlangt haben.“

„Dann heben Sie bitte ein Grab aus. Zwei Meter lang, einen Meter breit und zwei Meter tief soll es sein. Etwa dort“, sagt der Bärtige und zeigt auf das unberührte Stückchen Wiese vor der ersten Grabsteinreihe, die dennoch schon weit genug vom Tor entfernt ist.

Mihály Suba wird plötzlich hellhörig. Zum ersten Mal, seit sie vom Bahnhof losgefahren sind, sieht er ihnen in die Augen. Was wollen die? Wen wollen sie da begraben? Als er noch klein war, hat auch er oftmals zu hören bekommen, dass sie das Blut von Christenkindern an Ostern für ihre Matzah verwenden, aber hier sind weder Kinder, noch ist Ostern, und die hier sehen erst recht nicht aus, als würden sie jemanden umbringen wollen. Diese Geschichte hatte er nie verstanden, nur Angst hatte sie ihm gemacht. Es ist doch bekannt, dass die kein Blut essen. Für sie ist das Blut die Seele.

„Ein Grab?“, fragt er ungläubig.

„Genau.“

Sein Schwager und er sehen einander an. Der sagt auch jetzt kein einziges Wort, auf den kann Mihály Suba also nicht zählen. Den beschäftigt nur der Gedanke, was für eine schwere Arbeit es sein wird, in dieser Hitze so eine riesige Grube zu graben. Hätte er die Wahl, würde er sich eine andere Arbeit aussuchen.

Sie nehmen die Spaten vom Wagen und gehen zur bezeichneten Stelle.

„Ist es hier gut?“, fragt er mit unterdrückter Wut.

Ihm kommt in den Sinn, wie es sich manchmal an der Front zugetragen hatte; da hatte man erst den Leuten befohlen, ihr eigenes Grab zu graben, um sie dann, als sie fertig waren, niederzuschießen. Die hier hatten wenigstens keine Waffen.

„Hier ist's gut“, sagen sie und nicken.

Sie beginnen zu graben. Sie trauen sich nicht, ihre Hemden auszuziehen, nur ihre Westen legen sie ab, obwohl die Sonne wie verrückt auf ihren Rücken brennt. Die anderen haben sogar Anzugsjacke und Hut an, allerdings sind sie auch nur mit dem Öffnen der Kisten beschäftigt.

Während sie arbeiten, erscheint an dem Haus, das am nächsten zum Friedhof liegt, eine seltsame Schar. Unter der Führung des Notars kommen die Dorfbewohner herbei, ungefähr ein Dutzend Leute, aber sie bleiben in sicherer Entfernung stehen. Überrascht stellen sie fest, dass die Fremden tatsächlich zum Friedhof gefahren sind.

Mihály Suba steht schon bis zur Taille in der Grube, die er abwechselnd mit seinem Schwager aushebt, als die anderen die letzte Kiste öffnen. In wortlosem Einklang tun sie ihre Arbeit, als würden sie sie nicht zum ersten Mal verrichten. Zusammengelegte gestreifte Gebetstücher kommen zum Vorschein. Sie breiten sie auf dem auf dem verdorrten, von der Sonne versengten Gras aus, unmittelbar neben den Kisten. In der Hand des Jüngeren schnappt ein Messer auf. Das Geräusch lässt Mihály Suba aufmerken, und er sieht noch, wie der Mann sich neben die Tallitot¹ hockt und in den Stoff schneidet.

Auf der anderen Seite der niedrigen Friedhofsmauer stehen die Dorfbewohner einer neben dem anderen.

Als würden sie spüren, dass sie beobachtet werden, blicken die beiden Fremden auf.

„Guten Tag“, grüßt sie der Notar.

Sie antworten nicht, sondern nicken nur, dann blicken sie einander an und setzen ihre Arbeit fort. Sie ziehen die Kisten einzeln zu den ausgebreiteten Gebetstüchern und beginnen, ihren Inhalt auszupacken. Sie legen handtellergroße, rosa bis graue ziegelsteinförmige Seifenstücke nebeneinander, auf denen die Aufschrift RIF zu lesen ist. Das ist das Kürzel der «Reichsstelle für Industrielle Fette und Waschmittel», für die beiden bedeutet die Auflösung dieser drei Buchstaben jedoch zweifelsfrei: Reines Israelitisches Fett.

Mit flinken Bewegungen leeren sie in kürzester Zeit die Kisten, dann kneten sie die vier Ecken der Gebetstücher zu einem Bündel zusammen. Auch sie sind schon rot im Gesicht, der Schweiß rinnt ihnen Stirn und Nacken hinunter.

Nicht einmal mehr Mihály Subas Scheitel ragt noch aus der Grube, als sie den Inhalt der letzten Kiste umpacken. Elf Bündel liegen nebeneinander.

„Haben wir alle?“, fragt der Alte und wischt seine Stirn ab.

„Ja, haben wir“, sagt der Jüngere und schaut sich sicherheitshalber noch einmal um.

„Insgesamt tausendvierhundsiebzehn Stück. Ich habe sie gezählt.“

Sie stehen auf, treten ans Grab und helfen Mihály Suba herauszuklettern. Sie tragen die Bündel an die Grube, und dieses Mal ist es der jüngere der Fremden, der hinuntersteigt. Er holt in sein Taschentuch gewickelte Erde aus Jerusalem aus der Jackentasche und breitet sie als erstes auf dem Boden aus. Danach erst dürfen die Bündel aus den Gebetstüchern heruntergereicht werden.

„Schön vorsichtig, bitte“, sagt der Alte besorgt.

Als alle Bündel unten angekommen sind und er sie auf dem Boden geordnet hat, hilft man ihm aus der Grube. Er schaut den Älteren ein wenig ratlos an, als könnte der ihm etwas zu seiner Erleichterung sagen, kann er aber nicht. Stattdessen bückt er sich zu dem Erdhaufen hinunter, nimmt eine Handvoll Erde und wirft sie ins Grab. Der Jüngere tut es ihm gleich. Wortlos beobachten die Leute hinter der Mauer die Szene. Mihály Suba hält es nicht mehr aus. Wie ein Stöhnen entfährt ihm die Frage:

„Sagen Sie mir nur eins: Warum ausgerechnet diese Anzahl?“

„So viele waren es aus den hiesigen Dörfern“, sagt der Bärtige und schaut ihn an, bestrebt, seine Gefühle zu unterdrücken, aber seine Augen trüben sich, als er den anderen Alten ansieht. Als erwache in ihm für einen Augenblick die Hoffnung auf Verständnis und Mitgefühl, doch dann wischt er mit dem Handrücken die Tränen weg und räuspert sich.

„Schließen Sie das Grab!“

Suba und sein Schwager arbeiten schnell. Der Jüngere tritt neben den Älteren, um ihm Beistand zu bieten, aber der steht reglos da, bis die beiden anderen den Grabhügel aufgeschüttet haben.

¹ Tallitot (hebr.; sing.: Tallit): Gebetstuch

Sie verstauen die Geräte auf dem Wagen. Der Jüngere kommt hinzu, entnimmt der Innentasche seines Anzugs eine Geldbörse und zahlt. Er geht zurück zum Grab, steht eine Weile stumm neben dem Alten, dann berührt er dessen Schulter und sagt:

„Mir muzn geyn, tate.“²

Der Alte dreht sich wortlos um und geht auf das Tor zu. Der Notar löst sich aus der Gruppe vor der Friedhofsmauer und tritt an ihn heran.

„Erlauben Sie mir bitte, als Vorsteher dieser Ortschaft, mein herzliches Beileid auszusprechen. Wir werden dafür Sorge tragen, dass das Andenken der Opfer in Würde bewahrt wird.“

Sinnierend zögert Hermann Samuel einen Moment, bevor er sich darein schickt und die ausgestreckte Hand des Notars ergreift.

„Natürlich können wir nicht den ganzen Friedhof pflegen, aber wir werden alles tun, besonders, wenn wir dazu etwas Hilfe erhalten“, sagt der Notar.

Der Schatten der Hutkrempe und die Stoppeln verdecken das Zucken im Gesicht des Jüngeren, der hinter seinem Vater steht. Der Alte kneift die Augen zusammen und zieht seine Hand zurück. Gerade noch war er in Verlegenheit, aber dieser Ton kommt ihm bekannt vor. Sein Blick streift die Gesichter der Männer, die hinter dem Notar stehen, dann sagt er nur:

„Danke. Ich werde mich darum kümmern.“

Als würden die Dorfbewohner für sie Spalier stehen, so schreiten die beiden Männer im schwarzen Anzug und mit schwarzem Hut an ihnen vorbei, gehen die Friedhofstraße entlang, dann nach rechts, noch einmal am Bethaus und der Jeschiwa vorbei, dann nach links in die Hauptstraße und schließlich rechts die Pappelallee entlang, bis zum Bahnhof.

Sie schauen kein einziges Mal zurück, aber im Nacken spüren sie den Blick der Dorfbewohner, der sie begleitet.

Aus dem Ungarischen von Andras Hecker

Die britische Kriegspropaganda hatte während des zweiten Weltkriegs die Nachricht verbreitet, die Nazis hätten aus den Überresten der KZ-Opfer Seifen gekocht. Historische Forschungen haben diese Annahme nicht belegt, dennoch hat man nach 1945 vielerorts symbolisch Seifen bestattet.

² Wir müssen gehen, Papa. (Jiddisch)